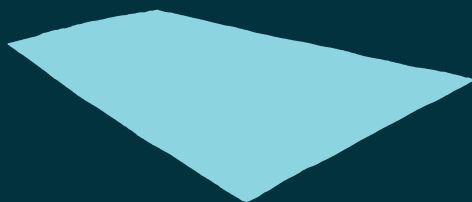


LEANNE SHAPTON



BAHNEN
ZIEHEN

suhrkamp nova

LEANNE SHAPTON

BAHNEN ZIEHEN

Aus dem Amerikanischen
von Sophie Zeitz

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
Swimming Studies
bei Blue Rider Press. A member of Penguin Group (USA) Inc. New York.

»Schwimmstudien« erschien im Original erstmals auf nytimes.com, ebenso
Teile von »Derek« und »Nachtküche«.

Für die Fotografien im Kapitel »Größe«: © Michael Schmelling 2012.

Die Übersetzung auf S. 271 folgt der Ausgabe: Peter Benchley, *Der weiße Hai*, dt. von Egon Strohm, Ullstein, 1974.

Erste Auflage 2012
suhrkamp taschenbuch 4402
Deutsche Erstausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2012
© Leanne Shapton 2012
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Memminger MedienCentrum AG, Memmingen
Druck: Memminger MedienCentrum AG, Memmingen
Umschlag: Leanne Shapton
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46402-1

Für Mom, Dad und Derek

WASSER

Wasser ist elementar, es ist das, woraus wir gemacht sind, wir können weder im noch ohne Wasser leben. Der Versuch, zu definieren, was mir Schwimmen bedeutet, ist, wie eine Muschel zu betrachten, die in einem Meter Tiefe in klarem stillem Wasser liegt. Da ist sie, scharf und konturiert, doch sobald ich nach ihr greife, die Oberfläche durchdringe, wird sie vom Kräuseln fragmentiert. Aus einer Muschel werden fünf, fünfundzwanzig Muscheln, kleinere und größere, und ich taste mich blind vor nach dem, was ich ganz klar gesehen hatte, bevor ich versuchte, danach zu greifen.

AUFHÖREN

Angenommen, ich gehe mit ein paar Leuten schwimmen – im Meer, im Schwimmbad, in einem See –, und einer kennt meine Vergangenheit als Schwimmerin und erzählt den anderen: »Leanne ist olympische Schwimmerin.« Ich protestiere: »Nein, nein, ich habe nur die Qualifikationsmeisterschaft erreicht, ich bin nicht zu den Olympischen Spielen gefahren.« Doch die Geschichte schwebt im Raum wie ein bunter Ballon – leuchtend und interessant für andere, wehmütig und bloßgestellt für mich.

Auf Nachfrage reicht es meistens, wenn ich sage, ich bin 1988 und 1992 bei den kanadischen Olympia-Qualifikationsmeisterschaften angetreten. Dass ich einmal, für kurze Zeit, auf Platz acht der kanadischen Bestenliste stand. Ich erkläre, dass man, um zur Olympiade zu fahren, bei der Qualifikation Erster oder Zweiter werden müsse. Und dann bricht das Gespräch ab. Nachdem wir ein bisschen herumgeplanschert haben, waten wir ins flache Wasser oder stemmen uns auf das Boot oder den Steg, und das Gespräch wendet sich dem Essen oder dem Treiben anderer Leute zu.

Ich habe keine lebhaften Erinnerungen an die Qualifikationsmeisterschaften oder an das Gewinnen von Medaillen; ich

erinnere mich kaum daran, wie ich zum ersten Mal aufhörte, 1989, oder wie ich es Mitch, meinem Trainer, sagte. Es war wohl nach einem Abendtraining. In der Schwimmhalle, als die anderen schon in den Umkleiden waren. Wahrscheinlich stand ich da im Badeanzug mit meinem Matchbeutel und meinem Handtuch. Er sagte etwas wie: »Was gibt's?« Und dann sagte ich es ihm. Sagte, dass meine Familie aufs Land zog, dass ich wegen des Schwimmtrainings nicht bei einer anderen Familie wohnen wolle – deshalb, sagte ich, hätte ich beschlossen aufzuhören.

Vielleicht sagte ich es ihm auch, während ich mir die Knie eiste. Freistil-, Rücken- und Schmetterlingschwimmer haben meistens Probleme mit den Schultern, Brustschwimmer haben oft Knieprobleme, und es wird ihnen geraten, sich die Knie regelmäßig mit Eis zu kühlen und täglich 800 mg Aspirin zu schlucken. Nach den meisten Trainings und Wettkämpfen saß ich mit einem Styropor-Becher mit gefrorenem Wasser auf der Tribüne und ließ die Eisfläche über die Innenseiten meiner Knie kreisen, bis sie leuchtend pink wurden und alles Gefühl verloren. Den Becher schälte ich am Rand ab, damit das Styropor auf der tauben Haut nicht quietschte. Das Eis wurde ganz glatt, schmolz sich in Form.

An das Gespräch kann ich mich nicht erinnern. Ich weiß noch, wie ich am nächsten Morgen mit Dawn, der Co-Trainee, sprach. Mitch war nicht da. Wir saßen auf zwei Plastikklappstühlen am Beckenrand und sahen dem Team beim Training zu. Dawn sagte mir, dass Mitch wütend sei. Sie fragte mich, was ich vorhätte. Ich glaube, ich sagte, ich wolle Klavier lernen und Kunst studieren, auch wenn ich wusste, dass sie es

nicht verstehen würde. Vielleicht verstand ich es selbst nicht. Ich erinnere mich, wie ich den Schwimmern im Wasser zusah, die gerade mit dem anstrengenden Hauptteil des Trainings begannen, und dachte: Ich habe die Grenze überschritten. Ich muss das nicht mehr tun. Ich erinnere mich, dass ich da saß und erleichtert war.

Einmal hatte Mitch zu mir gesagt: »Aus dir wird eine tolle Schwimmerin.« Dawn sagte: »Mitch will nicht mit dir reden.«

Wenn du Schwimmer bist, stehen die Trainer über dir, auf einem Podest. Du schaust zu ihnen auf, stehst verwundbar, nackt und nass vor ihnen. Trainer sehen dich schwach, sie laugen dich aus, sie haben dein Vertrauen, du tust, was sie sagen. Sie sind für dich Vormund, Vater, Mutter, Chef, Mentor, Wärter, Arzt, Therapeut und Lehrer. Es brach mir das Herz.

Mein Großvater war Bomberpilot im Zweiten Weltkrieg. Auch wenn er weit über achtzig wurde, sehe ich ihn immer als den jungen Mann auf dem Foto vor mir, auf dem er in Fliegeranzug und Schutzbrille grinsend neben einer B-25 Mitchell steht. Wenn ich an meine Mutter denke, sehe ich einen Schnappschuss von ihr, aufgenommen ungefähr 1983, wie sie in ihrer Arbeitskleidung auf dem Bett sitzt: Seidenbluse, Hose, lange Kette, lächelnd. Wenn ich an meinen Vater denke, steht er im Esszimmer, klatscht in die Hände und singt »The Gambler« von Kenny Rogers mit. Das Standardbild von mir selbst ist dieses Foto: ich, zehn, stehe in einem blauen Badeanzug neben der Leiter im Cawthra-Park-Schwimmbad, die Knie zusammengedrückt, außer Atem.

Ich habe mich, insgeheim und abstrakt, über meine kurzen,

intensiven Jahre als Sportlerin, als Schwimmerin, definiert. Damals habe ich fünf bis sechs Stunden täglich trainiert, sechs Tage die Woche, und dazwischen so viel wie möglich gegessen und geschlafen. An den Wochenenden habe ich entweder trainiert oder an Wettkämpfen teilgenommen. Ich war nicht die Beste; ich war relativ schnell. Ich trainierte, aß, reiste und duschte mit den Besten des Landes, aber ich war nicht die Beste; ich war ziemlich gut.

Mir gefiel, wie hart das Schwimmen auf diesem Niveau war – dass ich etwas Schwieriges und Ungewöhnliches leistete. Mir gefiel, dass meine Disziplin anerkannt war, respektiert wurde – auch wenn ich nicht immer das Richtige sagte, mich als Außenseiter fühlte, gab es etwas, worin ich gut war. Ich wollte glauben, dass ich begabt war; meine Schnelligkeit war der Beweis dafür. Obwohl ich gerne Wettkämpfe schwamm, war es nicht die Aussicht, die Schnellste zu sein, die Nummer eins oder zur Olympiade zu fahren, die mich motivierte.

Noch heute träume ich vom Training, von Wettkämpfen, von Trainern und schemenhaften Konkurrenten. Schwimmbäder ziehen mich an, alle Schwimmbäder, egal, wie klein oder trüb sie sind. Wenn ich heute schwimme, steige ich ins Wasser, als würde ich unbewusst eine alte Narbe berühren. Die Bahnen, die ich in meiner Freizeit ziehe, sind die Geister vergangener Wettkämpfe.

BYRON

Ich schicke eine E-Mail an einen meiner alten Trainer, Byron MacDonald, und frage ihn, ob ich beim Morgentraining im Schwimmbad der University of Toronto zusehen darf. Als ich komme, stehen Byron und seine Co-Trainerin Linda am tiefen Ende, jeder mit einer Kopie des Trainingsprogramms in der Hand. Sie sehen genauso aus, wie ich sie in Erinnerung habe. Byron hat immer noch die stolze Haltung eines verhinderten Roy Scheider. Linda mit dem nüchternen Pokerface fängt immer noch schnell zu lachen an.

Auch die Halle hat sich nicht verändert. Die Farbpalette ist für ein Schwimmbad ungewöhnlich: orange, braun und beige, mit den blauen Tupfen der Varsity Blues, der Universitätsmannschaft, auf Wimpeln, am Beckenrand und in den sieben Buchstaben TORONTO, gleichmäßig zwischen den acht Bahnen auf dem Grund des Schwimmbads platziert. Als ich für Byron schwamm, fragte ich mich, wie sich das Training von oben am Beckenrand anfühlt, wie es ist, warm und trocken in Turnschuhen und Shorts dort oben zu sitzen. Ich war immer neugierig auf die Langeweile, die ein Trainer möglicherweise erlebte, während der Rest von uns im Wasser Tausende von Metern Einschwimmen, Hauptteil und Ausschwimmen absolvierte. Beim Training vergeht die Zeit mit Präzision, jede Minute – jede Se-

kunde – wird gefühlt und gezählt. In anderen Worten, die Zeit vergeht langsam.

Daher bin ich, als ich selbst am Beckenrand stehe und dem Training zusehe, überrascht, wie schnell die Zeit in Wirklichkeit vergeht.

In den ersten vierzig Minuten sehe ich nicht einmal auf die Uhr. Der Anblick von Byrons Schwimmern, die durchs Wasser pflügen, hält mich in einer Art hypnotischem Bann. Byron steht neben mir und erzählt mir von den Plänen und Krisen einiger Schwimmer: Einer ist die größte Hoffnung des Teams für die kanadische Olympiamannschaft; ein anderer kämpft mit einer Essstörung; ein Junge, der beim Training zusieht, hat sich den Fuß gebrochen. Zwischen den Trainingseinheiten stellt Byron mich der Mannschaft vor und erklärt: »Leanne ist vor ein paar Jahren in unserem Team geschwommen.« Ich überschlage die Daten im Kopf. Es sind auf den Monat genau zwanzig Jahre.

Byron hat die analogen Stoppuhren mit den vier farbigen Zeigern durch kleine digitale ersetzt, die in den Ecken des Beckens angebracht sind. Zeitüberwachungskameras. Doch er benutzt immer noch Ausdrücke wie: »Wenn der Zeiger oben ist« oder »wenn der Zeiger einmal rum ist«, nämlich innerhalb von sechzig Sekunden. Seine Worte erinnern mich an den festen Makrogrieff auf die Zeit, den ich als Schwimmerin hatte. Die Fähigkeit, aus Zehntelsekunden Stillleben zu machen.

Byron richtet meine Aufmerksamkeit auf einen Schwimmer, der hervorragende Wenden macht. Linda korrigiert den Rückenschlag eines Mädchens, erklärt, sie müsse mit der Schulter führen, nicht mit der Hand, und ich erinnere mich, wie mir

die gleiche Aufmerksamkeit zuteilwurde, erinnere mich an das Streben nach Perfektion, die ewige Wiederholung, an die gnadenlose Komplexität technischer Präzision, an guten Tagen durch das Training geschärft, anstatt mit der Anstrengung auszuleiern, wie es sich an den meisten Tagen anfühlte. Die Technikübungen machten mir dann am meisten Spaß, wenn ich das Wasser in Zentimetern spürte und verstand, wie die winzigen Korrekturen und Winkel zusammenwirkten, um meinen Körper noch effizienter nach vorn zu schieben. So bewegten wir uns langsam im Becken auf und ab, Pullbuoy zwischen den Knien, nur auf Hände und Handgelenke konzentriert, oder beim Rückenschwimmen die eine Hand so lange zur Decke gestreckt, bis die andere gleichzog. Mir gefielen die Hydrodynamik der Körper, die Strömungen und Wirbel, die Wiederholung, der Feinschliff des Schwimmens.

Byron führt mich durch die Neuerungen, die der Sport in den letzten zwanzig Jahren erfahren hat. Er illustriert jedes Detail – Hightech-Schwimmanzüge, mit Sensoren versehene Startblöcke, Fehlstartregeln – mit Anekdoten voller wissenswerter Kleinigkeiten. Er lässt Namen und Jahre einfließen, gibt herzerreißende Geschichten von Disqualifikationen und Niederlagen wieder, setzt ein bisschen Klatsch drauf, gibt seine Kommentare zu Erfindungen und zur Berichterstattung ab – ein geborener Erzähler. Ich frage ihn, ob schon andere den Vergleich mit seinem Namensvetter Lord Byron gezogen hätten, den Wasser liebenden Poeten und Durchschwimmer des Hellespont. Er lacht und sagt nein, der einzig passende Zeitpunkt dafür sei vielleicht 1972 gewesen, als er bei den Olympischen Spielen in München für Kanada geschwommen ist.

SCHWIMMSTUDIEN

